

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 77 (1999)
Heft: 2

Artikel: Zur Dialektik der Kultur und der Kultur der Dialektik
Autor: Schneider, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Dialektik der Kultur und der Kultur der Dialektik*

Meine Damen und Herren!

Viele von Ihnen werden das deutsche Sprichwort kennen *Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei*. Und damit bin ich auch schon mitten in meinem Thema «Dialektik der Kultur und Kultur der Dialektik», denn etwas ganz Analoges wie für die deutsche Wurst gilt auch für den Begriff der Kultur ganz allgemein. Doch statt – wie bei der Wurst – von deren *Enden* möchte ich im Hinblick auf die Kultur

Peter Schneider

lieber von ihren *Facetten* sprechen. Und da es deren nicht nur *zwei*, wie Enden bei der Wurst, sondern wesentlich mehr sind, muss mein bildhafter Vergleich hier auch schon wieder enden.

Um Ihnen dennoch eine Vorstellung von der Vielfalt des Kulturellen zu geben, komme ich daher von der Wurst zu dem wohl auch hier bekannten prominenten sozialdemokratischen Kulturtheoretiker und Pfarrer Friedrich Schorlemmer und seine ganz ohne Anspruch auf Vollständigkeit getroffene Aufzählung diverser Kulturen: Schorlemmer unterscheidet eine «Kultur der Verbitterung», eine «Kultur des Zynismus und der Häme» von der

«Nischenkultur der DDR» und deren ur-eigener «Gesprächskultur» sowie diese wiederum von der ihr entgegengesetzten «Single-Kultur», die – ich zitiere – «Selbstverwirklichung und persönliches Fortkommen über alles und Politik weit hintenanstellt».

Nehmen wir zu dieser Kulturmannigfaltigkeit nun noch andere mehr oder minder geläufige Begriffe wie «Fahrkultur», «Kulturschock», «Museumskultur», «Kulturbeutel», «Streitkultur», «Kulturförderung» und «Multikultur» hinzu, so können wir ermesen, ein wie weites Feld der nur scheinbar so einfache Terminus «Kultur» umreisst.

In unserem Zeitalter der postbeliebigen Moderne und der damit einhergehenden kulturellen Verunsicherung ist es darum kein Wunder, dass immer mehr Menschen verbindliche Antworten auf die Frage suchen: *Kultur – Chance oder Risiko?* Aber ebenso dürfte es auch offensichtlich sein, dass diese Frage, so drängend sie auch sein mag, sich weder mit einem klaren Ja noch mit einem klaren Nein beantworten lässt, sondern eingehenderer Differenzierung bedarf.

Zum Beispiel die sogenannte *kulturelle Bereicherung*. Man braucht in diesem Zusammenhang nicht einmal an die Debatte um die Raubkunst zu erinnern, um zu erkennen, dass der eigentlich positiv besetzte Terminus durchaus auch seine Schattenseiten hat. Joseph Beuys war es,

* Rede gehalten am Fest der SP Kanton Zürich am 20. März 1999.

der einst das Diktum prägte *Jeder Mensch ist ein Künstler* und damit das althergebrachte Ressentiment *So'n Scheiss könnte ich auch* auf ein Niveau hob, auf dem es seiner bloss vorurteilshaften Struktur entkleidet und erstmals in seiner ästhetisch-demokratischen Dimension erkannt werden konnte. Wie aber wurde das tiefe Bedürfnis des Menschen nach eigener künstlerischer Produktion in der Folgezeit pervertiert! Vorläufiger Höhepunkt dieser fehlgeleiteten Entwicklung ist die sattsam bekannte Designerdroge «Xenical», die es nun tatsächlich jedermann und jeder Frau gestattet, zu jeder Zeit einen eigenen Fettstuhl hervorzubringen – aber dies nur unter den entwürdigenden Bedingungen einer kapitalistischen Verwertungslogik, in der die Produktion vergesellschaftet, die Aneignung des Profits jedoch weiterhin privatisiert ist.

Oder greifen wir zur Illustration der Dialektik des Kulturellen ein anderes, mindestens ebenso umstrittenes Thema auf: die *Kulturförderung*. Wer wäre nicht dafür? Doch es gibt auch kritische Stimmen, wie etwa die Wolfgang Pohrts, der bereits in den achtziger Jahren bewusst provozierend schrieb: «Wenn ein Jungfilmer die Filme auch bezahlen soll, an denen vornehmlich nur er selbst seine Freude hat, ist dies ein Akt der Zensur. Wenn ein Arbeitsloser sich wegen Geldmangel beim Modellflugzeugbasteln einschränken muss, obgleich er grade jetzt soviel Zeit dafür hätte, ist das Schicksal.»

Rückblickend muss man freilich feststellen, dass auf diesem Gebiet technischer und gesellschaftlicher Fortschritt für einmal Hand in Hand gearbeitet haben: Heute, da dank digitaler Videotechnik das Filmen nicht nur erheblich preiswerter, sondern die erforderliche Technik auch für ältere Menschen bedienbar geworden ist, können inzwischen selbst Langzeitarbeitslose einen Kurzfilm über den Flugzeugmodellbau realisieren und damit nicht nur sich grosse Freude bereiten, sondern auch jenen engagierten Sozialpäd-

agoginnen und -pädagogen, die ohne solche kulturellen Projekte längst ebenso arbeitslos wären wie ihre bedauernswerte Klientel.

Solch positive Entwicklungen können aber keineswegs über die tiefe Krise des einheimischen Kulturschaffens gerade auf dem cinematographischen Sektor hinwegtäuschen. Denn – ich zitiere – «es gibt eine atlantische Mauer zwischen unseren Filmen und dem Publikum, das ist die Mauer des hollywoodschen Kinos, das uns dem Volk entfremdet und das Volk sich selber.» Diese Klage, wie sie auch Leni Riefenstahl, Hans-Jürgen Syberberg oder Wim Wenders nicht präziser formuliert haben könnten, stammt aus dem Munde des Schweizerfilmers und heimlichen Patrioten Richard Dindo, und sie zeigt, welches Konfliktpotential in der Begegnung einander so fremder Kulturen wie der hollywoodschen und der einheimischen liegt, und zwar schon so tief verborgen, dass viele von uns nicht einmal mehr bemerken, dass unsere Kinos weit mehr amerikanisch überfremdet sind als Kreuzberg türkisch.

Und damit bin ich bei einem Stichwort, das vielleicht das heikelste in der derzeitigen Kulturdebatte darstellt. Ich meine natürlich die *Multikultur*. Der Umgang mit ihr und in ihr kann als Massstab dafür gelten, ob unsere gesellschaftliche Streitkultur doch endlich weiter gediehen ist, als nur den Unterschied zwischen *Du Arschloch* und *Sie Arschloch* zu kennen. Ihren Anfang nahm die Multikultur-Frage vermutlich bei dem schon Historie gewordenen Problem der Integration der italienischen Fremdarbeiter und -arbeiterinnen. Hier gelang es nicht zuletzt dank der Bemühungen der zu Unrecht spöttisch so genannten sozialdemokratischen Toskana-Fraktion, diesen Menschen gegenüber, die wir als Arbeitskräfte riefen, einen tiefgreifenden Gesinnungswandel in unserer Gesellschaft einzuleiten. Denn inzwischen wissen selbst die hartgesottensten Linken nicht nur, wie man mit Mes-

ser und Gabel isst, sondern auch, wie man Artischocken zupft, Scampi puhlt und Trüffel hobelt. Im Zuge dieses Strukturwandels der politischen Öffentlichkeit sind aus den einst allenfalls geduldeten *Tschinggen* tolerierte und geachtete Mitbürger und Mitbürgerinnen geworden, deren kulturelle Eigenheiten wie Alessi, Armani, Pavoni und Prada wir nicht mehr verständnislos ablehnen, sondern sogar für uns selber überaus zu schätzen wissen. Und längst stören wir uns auch nicht mehr daran, dass unsere italienischen Nachbarn und Nachbarinnen teils noch zu später Stunde miteinander laut aus ihrem Dante rezitieren, während wir Deutschschweizer unseren Gottfried Keller bereits um 22 Uhr zuklappen, um in den Schlaf der Selbstgerechten zu fallen und von Formen der interkulturellen Begegnung und des Austauschs träumen, die wir im Wachleben als Auswüchse des Sex-tourismus verurteilen müssten.

Nicht gegenüber allen Kulturen gelingt es uns freilich, diese besonnene Haltung der Toleranz einzunehmen. Und nicht immer

sind nur wir selber schuld daran. Ich weiss, dass ich mit dieser Feststellung gerade in unseren Kreisen an ein Tabu rühre. Und dennoch glaube ich, dass man keineswegs reaktionäre Vorurteile bemühen muss wie die, dass alle Holländer nach Käse stinken oder uns unsere dänischen Au-pair-Mädchen wegnehmen wollen – auch wenn es solche Fälle, Einzelfälle!, immer wieder gibt –, um es als ein unbestreitbares Faktum anzuerkennen, dass unsere ringhörigen Schweizerwohnungen nun einmal für Bewohner mit Finken und nicht für Grossfamilien mit Holzschuhen an den Füßen gebaut wurden. Hier brauchte es Entgegenkommen auch einmal von der anderen Seite!

Ich danke Ihnen für die Gelegenheit, auch einmal solche unliebsamen Wahrheiten in aller Deutlichkeit aussprechen zu dürfen, und wünsche Ihnen einen auch noch weiterhin kulturell erbaulichen Abend.

Peter Schneider, Psychoanalytiker und Satyriker, Zürich
--